

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

☒ | SAUERLÄNDER



*Sarah Epstein* wuchs in Sydney auf und lebt inzwischen in Melbourne, zusammen mit ihrem Mann, zwei Söhnen und einer Hundedame namens Luna. Sie studierte Graphikdesign, doch Sarah fand schnell heraus, dass nicht das Gestalten von Büchern, sondern das Schreiben sie wirklich glücklich macht. Genau wie ihre Leser. In Australien hat sie bereits zahlreiche Preise gewonnen.

*Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage finden Sie unter [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

S A R A H E P S T E I N

**W  
A  
V  
E  
OF LIES**

Aus dem australischen Englisch  
von Alexandra Ernst

 | SAUERLÄNDER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Erschienen bei FISCHER Sauerländer

Das englischsprachige Original erschien 2020 unter dem Titel  
*Deep Water* bei Allen & Unwin, Crows Nest, Australia.  
Text © 2020 by Sarah Epstein

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2021 Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: somchai, shutterstock.com  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7373-5821-7

# 1

## Heute

Im Abwasserkanal suchten wir Henry zuerst. Dann an den überfluteten Ufern des Shallow Reservoir. Der Sturm der vergangenen Nacht war seit Jahren der stärkste und wildeste in dieser Gegend gewesen. Innerhalb einer Stunde regnete und hagelte es so viel wie normalerweise in zwei Monaten, Äste brachen von den Bäumen ab, und Rinnsteine verwandelten sich in reißende Bäche. Vom Dach des Postgebäudes wurden Wellblechplatten gerissen, und bei Cutler Bend, wo erst vor einem Jahr ein Buschfeuer gewütet hatte, ging eine Schlammlawine ab.

Es war eine Nacht, die alles gründlich durchkaute und wieder ausspuckte. Keiner von uns wollte darüber nachdenken, dass sie womöglich Henry zwischen die Zähne bekommen hatte.

Wir klopfen an Haustüren und fragten in den Läden, sahen auch in der Bibliothek und an seinem angestammten Angelplatz nach. Erst am frühen Nachmittag stolperte jemand über ein schlammiges Mountainbike im Wartebereich des Bahnhofs. Es war ordentlich auf dem Ständer abgestellt, und das Vorderrad stand in einem koketten Winkel, als ob es sagen wollte: »Wo bleibt ihr denn?« Anfangs waren wir erleichtert, dass Henry es unbeschadet zum Bahnhof geschafft hatte. Vermutlich hatte er den Nachtzug genommen oder einen der ersten Züge am frühen Morgen. Wir mussten nur ein paar Stunden lang warten, bis er wieder nach Hause kam.

C  
H  
L  
O  
E

Aber aus den Stunden wurden Tage.

Aus Tagen Wochen.

Und mittlerweile haben sich die Wochen zu Monaten ausgedehnt.

Seit Januar lese ich alles über vermisste Personen, was ich auftreiben kann. Einige Menschen gehen absichtlich fort, sie laufen weg oder brauchen einfach eine Auszeit; andere gehen verloren, ohne es zu wollen, durch einen Unfall oder eine psychische Störung. Manchmal, wie bei Entführungen oder Mord, ist Gewalt im Spiel.

Und wenn eine Person länger als drei Monate nicht auftaucht, dann gilt sie als langzeit-vermisst. Henry ist jetzt seit zwei Monaten und dreißig Tagen fort.

Ab morgen ist er ein Langzeit-Vermisster.

Am nächsten Freitag wird er vierzehn.

Ich habe früher nie großartig über verschwundene Teenager nachgedacht. Die meisten, von denen man in den Social Media liest, tauchen nach ein paar Tagen – ein bisschen zerschlagen – wieder auf und müssen eine Menge Fragen beantworten. Aber abgesehen von der flüchtigen Überlegung, warum sie überhaupt abgehauen waren, hatte ich nie darüber nachgedacht, was in diesen verschwundenen Tagen passiert war, in diesem schwarzen Abgrund zwischen Davonlaufen und ihrem Wiederauftauchen.

Jetzt kann ich an nichts anderes mehr denken.

Wo schlafen diese Kids? Haben sie es warm genug? Haben sie Geld, um sich etwas zu essen zu kaufen? Können sie sich duschen und die Zähne putzen? Fällt es ihnen leicht, einzuschlafen, oder liegen sie stundenlang in der Dunkelheit wach und fühlen sich allein?

Auf einer Website stand, dass eine vermisste Person *Opfer*

eines *Malheurs* sein könnte, was sich total dämlich anhört, so als hätte man sich auf einem Ausflug den Fuß verstaucht. Das erinnert mich an eine Unterhaltung mit Henry ein paar Monate vor seinem Verschwinden. Wir standen an der Tankstelle auf der Bridge Road, von wo aus man die Gleise sehen kann, und Henry blickte einem Zug nach, der gerade aus dem Bahnhof ausfuhr und allmählich Geschwindigkeit aufnahm, während er in Richtung Sydney davontuckerte.

»Wenn ich von hier weggehe«, sagte er zu mir, »dann nicht so wie du. Ich werde nicht immer wieder zurückkommen.«

So, wie er das sagte, hätte man meinen können, dass ich eine Wahl habe. Seit Jahren springe ich zwischen meinen Eltern hin und her wie ein Pingpongball. Nach der Trennung hat sich mein Dad auf jede Sorgerechtsvereinbarung eingelassen, die Mum ihm vorschrieb, weil er nicht wollte, dass wir vor dem Familiengericht landen.

»Aber hier ist dein Zuhause«, sagte ich und schaute von dem Fahrradreifen hoch, den ich gerade aufpumpte. »Wirst du das alles nicht vermissen?«

Henry zuckte mit den Schultern. »Nö. Manchmal, wenn ich aufs Rad steige, dann will ich einfach nur weiterfahren und nicht zurückschauen.« Er fuhr mit der Hand durch sein Haar und setzte dann die grüne Baseballkappe mit dem *Lucky-7*-Schriftzug wieder auf, die sein Gesicht beschattete. »Erinnerst du dich an diese alten Schwarzweißfilme, die Onkel Bernie so toll findet?«

»Die Western?«

»Ja«, sagte er. »Du weißt schon, wenn der Cowboy am Ende auf sein Pferd steigt und in den Sonnenaufgang reitet. Alle Kinder kommen angerannt und bleiben am Rand der Stadt stehen, bis er nur noch ein winziger Fleck am Horizont ist.



Dann blinzeln sie einmal, und weg ist er, und sie wissen, dass sie ihn nie wiedersehen.«

»Mm-hmm.«

»Das bin ich. Auf zu neuen Abenteuern.«

Damals habe ich nur mit halbem Ohr zugehört. Vielleicht habe ich gelacht oder etwas Wegwerfendes gesagt.

Dann habe ich geblinzelt, Henry.

Und jetzt bist du weg.

Ich gehe der Länge nach durch den Wartebereich des Bahnhofs und einmal rund um die mit Waschbetonplatten belegte Stelle, wo man Henrys Fahrrad gefunden hat. Seit Januar wurde hier regelmäßig gefegt, vermutlich auch nass gewischt oder der Boden sogar mit einem Schlauch abgespritzt. Jede Spur von Henry wurde weggewaschen, genau wie The Shallows von jenem Sturm durchgespült und ausgewrungen wurde.

Ich kann ihn hier nicht fühlen. Nicht auf eine psychische oder spirituelle Art, an so etwas glaube ich nicht. Ich halte mich an Fakten, Hinweise, an alles, was ich sehen und greifen kann, was mir hilft, die Dinge zusammensetzen. Aber ich glaube an Bauchgefühl. Und im Moment kann ich mir einfach nicht vorstellen, wie Henrys nasse Fußspuren von dem Wartebereich hinaus auf den Bahnsteig führen, und genauso schwer fällt es mir zu akzeptieren, dass er ein Ausreißer ist. Er ist wie ein Bruder für mich. Er würde nicht einfach so für immer weggehen, ohne sich zu verabschieden.

Aber vielleicht redet mir das auch nur mein Schuldgefühl ein.

Ich gehe auf den Bahnsteig, wobei ich rechts und links die Gleise entlanglicke. Ein kleines Stinktier huscht über eine Eisenbahnschwelle in ein Büschel totes Gras. Es ist immer noch Nachmittag. Trübe und bewölkt. Ich schließe die Au-

gen und versuche, diese rabenschwarze Januarnacht vor mir zu sehen, die peitschenden Bäume und den Regen, der von der Seite kam, den brausenden Wind, der gegen Gebäude schlug und durch Ritzen stöhnte wie eine gepeinigete Seele. Ich weiß, warum ich das Risiko einging, mich in dieses Wetter hinauszuwagen, aber welchen Grund hatte Henry? Was war geschehen, dass er sich in so einer Nacht in einen Zug setzte, in die Stadt fuhr, weit weg von allem, was er kannte?

»Tach«, sagt eine Stimme hinter mir.

Ruckartig drehe ich mich um. Ein alter Mann schlurft durch das Eingangsgatter in den Wartebereich. Er legt grüßend seine Finger an den Schirm seiner Mütze und scheint mich nicht zu erkennen, obwohl ich ihn auf der Straße anlächelte, seit ich sechs bin.

»Hallo Mr. Milburn«, sage ich. »Ich bin's, Chloe Baxter.«

Er stutzt und legt den Kopf in den Nacken, um mich durch seine Bifokalbrille zu mustern. Er braucht eine Weile, um das Bild der Sechzehnjährigen, die vor ein paar Monaten von hier wegging, mit der Person in Einklang zu bringen, die zurückgekehrt ist. Als es ihm gelingt, ist ein Zucken seiner Augenbrauen der einzige Hinweis darauf, dass er mich erkennt, obwohl ich meine langen, dunkelblonden Haare abgeschnitten habe und jetzt einen mausbraunen Kurzhaarschnitt trage. Die Sommerbräune meiner Haut ist einem teigigen Weiß gewichen, und statt der luftigen Blumenkleider trage ich ein düsteres, schwarzes T-Shirt und Jeans. So ist das in *The Shallows* – die Leute tun so, als würden sie sich um ihren eigenen Kram kümmern, und niemand sagt einem offen die Meinung ins Gesicht. Wenn es um Flohmärkte und Grillabende geht, wird Gemeinschaft zwar großgeschrieben, aber sobald auch nur der Hauch einer Missstimmung auftaucht, will niemand etwas damit zu tun haben.

»Ich habe etwas für Sie«, sage ich zu Mr. Milburn und gehe schnell zu meinem Koffer, der neben dem Eingang zum Bahnhofsgelände steht. Ich ziehe einen Hefter aus dem Seitenfach und rupfe ein Blatt Papier heraus. Oben auf der Seite prangt in Großbuchstaben die Überschrift **IMMER NOCH VERMISST** und darunter ein großes Farbfoto von Henry. Ich pflistere seit Monaten die Bahnhöfe und Einkaufszentren in Sydney damit.

**Haben Sie den dreizehnjährigen Henry Weaver gesehen?**, steht darauf. **Henrys Hautfarbe ist weiß, er ist etwa 1,53 m groß, von schlankem Wuchs, mit blauen Augen und hellbraunen Haaren. Er trägt möglicherweise eine grüne Baseballkappe und schwarze Sneaker und hat einen blau-gelben Rucksack bei sich.**

»Würden Sie das bitte im Bowling-Club aufhängen?«, frage ich. »Es sind neue Poster, mit einem anderen Foto.«

Mr. Milburns Lippen werden schmal, als er den Zettel betrachtet. Er und seine Frau waren Nachbarn der Weavers, bis Mrs. Milburn starb. Er kennt Henry und seinen älteren Bruder Mason. Er kennt ihre Mutter.

Andererseits: Wer nicht?

Schließlich nimmt er das Blatt mit seinen von Altersflecken übersäten Händen und mustert Henrys Foto und die Beschreibung.

**Henry wurde zuletzt am Abend des 10. Januar in The Shallows in den Southern Highlands von New South Wales gesehen. Möglicherweise ist er an diesem Abend zwischen 22 Uhr und 1 Uhr morgens dort in einen Zug gestiegen.**

Mr. Milburn schaut mich mit trüben Augen an. »Hast du mal dran gedacht, dass der Junge vielleicht nicht gefunden werden will?«

Ich starre ihm nach, wie er langsam in den Wartebereich schlurft. Ich habe keine Ahnung, was ich darauf sagen soll, denn diese Vorstellung habe ich bislang einfach nicht zugelassen.

Langsam gehe ich wieder zu meinem Koffer. Plötzlich überkommt mich die Einsamkeit mit voller Wucht. Ich wünschte, Dad würde sich beeilen und herkommen. Meine Mutter beklagt sich immer, in den Leuten aus den Southern Highlands würde eine ländliche Uhr ticken, und in den zehn Jahren, die mein Vater hier lebt, sei sein Sinn für Pünktlichkeit vollkommen verkümmert. Aber ehrlich gesagt lässt meine Mutter sowieso kein gutes Haar an dieser Stadt, um zu rechtfertigen, dass sie The Shallows vor drei Jahren den Rücken gekehrt hat.

Ich hole mein Smartphone aus der Tasche und wähle Dads Büronummer. Gleich nach dem ersten Klingeln wird abgehoben.

»Reservoir Motel«, zwitschert eine weibliche Stimme. »Wir haben noch Zimmer frei!«

»Oh, ähm ...« Diese Art der Begrüßung ist mir fremd, und erst einmal verschlägt es mir die Sprache. Seit wann hat das Motel einen neuen Namen? »Ist David da?«

»Sie haben ihn gerade verpasst. Er ist zum Bahnhof gefahren, um seine Tochter abzuholen.«

Ich schaue den Railway Parade entlang. »Das bin ich«, sage ich. »Ich bin seine Tochter.«

»Oh, Chloe! Er ist bestimmt gleich da. Hier spricht Luisa. Luisa de Souza.«

»Ach so«, sage ich. »Hallo.«

Rina de Souzas Mutter? Sie hat uns früher in Jazztanz unterrichtet, dienstags nach der Schule, im Pfadfinderhaus. Luisa war der einzige Mensch, mit dem sich meine Mutter während ihres siebenjährigen Exils in dieser Stadt angefreundet hatte – wenn wir Sergeant *Familienkaputtmacher* nicht mitzählen. Was ich *nie* tue.

»David hat sich etwas verspätet«, redet Luisa weiter. »Er hat noch auf den Glaser gewartet. Wir hatten letzte Nacht ein bisschen Ärger.«

Ich will sie fragen, warum sie *wir* sagt und woher sie so genau über das Kommen und Gehen meines Vaters Bescheid weiß, aber meine Aufmerksamkeit saugt sich an ihrem letzten Satz fest.

»Was für Ärger? Ist Dad okay?«

Meine Stimme klingt klein und abgehackt im Vergleich zu Luisas. Ihre Sätze besitzen eine luftige Dramatik, die durch ihren weichen, portugiesischen Akzent noch verstärkt wird.

»Ja sicher«, sagt sie. »Uns beiden geht es gut. Es war schon ein Schock, aber niemand wurde verletzt. Na ja, außer ihm natürlich. Aber er hat schon geblutet, bevor er überhaupt hergekommen ist.«

»Wer ...«, will ich fragen, aber in dem Moment taucht Dads weißer Lieferwagen oben auf dem Hügel auf. »Er ist da. Ich muss los, Luisa.«

»Bis gleich!« Sie legt auf, bevor ich sie fragen kann, wie sie zu dieser Annahme kommt.

Der Lieferwagen fährt durch den Wendehammer vor dem Bahnhof und hält neben dem leeren Fahrkartenschalter an. Die Fahrertür geht auf, und Dad steigt aus, das Gesicht wettergegerbt und voller silbriger Dreitagebartstopfeln.

»Du hast dir die Haare schneiden lassen«, sagt er.

»Du bist spät dran«, gebe ich zurück.

Dad grunzt zustimmend. Er lässt die Ladeklappe des Lieferwagens herunter und beäugt meinen einsamen Koffer. »Das ist alles?«

»Wie immer.«

Wenn man zwischen zwei Elternhäusern hin und her pendelt, lernt man, seine gesamte Existenz auf koffergroße Dinge zu beschränken. Seine Besitztümer immer wieder ein- und auspacken, ist ein bisschen so, als würde man versuchen, ein Trauma zu verarbeiten. Wenn man nicht effizient genug handelt, bleibt irgendetwas zurück.

Dad schiebt meinen Koffer zwischen zwei Säcke mit Rindenmulch und dreht sich dann mit ausgebreiteten Armen zu mir um. Er lässt sich länger als gewöhnlich von mir drücken und klopft mir mit seinen schmirgelpapierrauen Handflächen zweimal auf den Rücken, um mir zu signalisieren, dass die Umarmung vorbei ist. Mein Vater hat eine ruppige Art, einen knochentrockenen Humor und raue Kanten, die man für Feindseligkeit halten kann. Aber in Wahrheit fühle ich von ihm mehr echte Zuneigung als von meiner Mutter, die ständig alle Leute umarmt.

»Okay«, sage ich mit einem letzten Blick zum Wartebereich des Bahnhofs, während ich in die Fahrerkabine steige. »Jetzt erzähl mir mal, was gestern Abend im Motel los war.«

Er schaut mich von der Seite her an. »Du hast mit Luisa geredet?«

»Ja. Und darüber unterhalten wir uns auch noch. Aber zuerst will ich wissen, wer das Fenster kaputtgemacht hat.«

Mason Weaver.

Den Namen und ein Schulterzucken ist alles, was ich aus Dad herausbekomme, obwohl ich alle Einzelheiten wissen will. Aber er sagt mir weder, womit Mason die Scheibe eingeschlagen hat, noch, ob er wusste, was er tat, oder ob er so besoffen war, dass er nicht mehr oben von unten unterscheiden konnte. Ich beiße mir auf die Zunge und schlucke die Worte hinunter, die mir in den Sinn kommen – *Ich hab's dir ja gesagt* –, weil Dad so etwas nicht verdient. In den vergangenen drei Monaten hat er Zimmer Nr.15 immer freigehalten, für den Fall, dass Henrys älterer Bruder einen Platz zum Schlafen braucht. Oder zum Abkühlen.

»Was ist das denn?«, frage ich, als wir in die Einfahrt zum Motel einbiegen. Mitten auf dem Rasen thront ein protziger Springbrunnen aus Beton. Er scheint außer Betrieb zu sein, und rings um das Becken stehen ein paar traurig schlaffe Pflanzen in Plastiktöpfen. Bedenkt man die Regenrinnen, die der Sturm abgerissen hat, und das zerfetzte Sonnensegel, überrascht mich diese Neuanschaffung. Ich werfe Dad einen fragenden Blick zu, aber seine Aufmerksamkeit liegt auf der anderen Seite der Einfahrt, wo ein Streifenwagen quer über zwei Parkbuchten vor dem Büro des Motels parkt.

Hoffnung flattert in meiner Brust auf.

Henry?

Aber die Vernunft erstickt die Hoffnung im Keim. Wenn Henry gefunden worden wäre, wäre die Polizei nicht hier, sondern bei den Weavers. Wir gehören nicht zur Familie, wie ich Henry in der Nacht des Sturms so herzlos zu verstehen gegeben habe.

»Wer zum Teufel hat diesen Clown hier reingelassen?«, faucht Dad leise.